Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

GERHARD NEBEL UND DER WUPPERTALER «BUND»

In der neuentfachten Diskussion um die Konservativität der deutschen Sprache, um ihr gegenüber dem Französischen, Englischen und Italienischen auffälliges Beharren und ihr Zurückscheuen vor avantgardistischen Experimenten, wird von deutschen Kritikern immer wieder auf den gemeinschaftsverbundenen Charakter der französischen Sprache hingewiesen. Was in ihr neugeschaffen werde, sei der Anteilnahme durch eine einheitlich gebildete Elite sicher und werde einer lückenlosen Tradition einverleibt, die den Rückstoß jeder noch so kühnen Neuerung zu tragen vermöge. In der Beharrlichkeit, mit der dies stets von neuem vorgetragen wird, und einem leisen Mitschwingen von Neid wird deutlich, daß der deutschen Literatur ein solcher Untergrund fehlt. Sie bleibt individualistisch in Monaden aufgesplittert — vermochte doch nicht einmal die Weimarer Klassik allgemeingültig zu werden — und bewegt sich in unberechenbaren Schüben. Da aber selbst sie in dieser Aufsplitterung nicht zu verharren vermag, wachsen als Ersatz für jene fehlende, gleichmäßig fortschreitende Kontinuität einzelne Monaden sich zu Kolossalmonaden aus, die ganze Generationen in ihren Bann zu zwingen und auf einer bestimmten Stufe festzuhalten vermögen.

Daß die deutsche Lyrik seit langem wie gelähmt unter dem Bann von Hölderlins Spätwerk liegt, ist bekannt. An der deutschen Prosa der letzten zwei Jahrzehnte wird der ähnlich übermächtige Einfluß Stifters sichtbar. Besonders für Erzählung und Roman hat sich ein verbindliches Bild herausgeformt: ein durch breite Gegenstandsschilderungen betont ruhig gehaltener Ablauf von verhaltener Gefühlshaftigkeit, der nur an sparsamen Stellen die geglättete Oberfläche vom Flossenschlag tieferer Erschütterungen kräuseln läßt. Einen Hinweis auf die Herkunft dieses Stiles mag geben, daß er gegen den Höhepunkt der deutschen Katastrophe zu, und bezeichnenderweise besonders in Büchern von Frauen wie Luise Rinser und Sophie Dorothee Podewils, zu gläserner Spröde erstarrt. Der politische Riß, der auch durch die Literatur hindurchgeht, verhindert eine umfänglichere Auflockerung etwa durch die ironisch-bewegliche Intellektualität Thomas Manns. Auch andere Anstöße, wie die Kafkas, des amerikanischen Dokumentarstils oder des europäischen Surrealismus, wirken sich nur am Rande und sehr verspätet aus.

Für den Kenner der deutschen Literatur ist es besonders überraschend, daß der Prosastil Ernst Jüngers trotz seiner unmittelbaren Wirkung sich mittelbar, in der literarischen Nachfolge, bisher kaum ausgewirkt hat. Mag, durch Verabsolutierung einzelner Erkenntnisse dieses Autors, sein weltanschaulicher Anhang noch so groß sein und mag auch einzelnes aus seinem Sprachschatz bis in den Alltagsgebrauch vorgedrungen sein — eine sich auf ihn berufende literarische Schule von Rang ist bisher nicht sichtbar geworden. Das wirkt deshalb überraschend, weil der Stil Jüngers (auf dessen vorzügliche Analyse durch den Stilkritiker Oskar Jancke in der «Literatur» vom April 1938 hingewiesen sei) in seiner unverwechselbaren Eigenart, dem jägerischen Umkreisen seines Gegenstandes und dem jähen Zugriff, zu solcher Schulbildung geradezu zu verlocken scheint.

Eine Ausnahme muß allerdings gemacht werden. 1939 erschien von *Gerhard Nebel* (geb. 1903 in Dessau), der bis dahin nur als eine Hoffnung unter den jün-

geren Altphilologen aufgefallen war, ein Buch «Feuer und Wasser». Es enthielt einen Aufsatz über die Stoa, einen über Ernst Jünger und eine Reihe von Essays über Ostafrika, die es in wahrhaft jüngerscher Begierde des Sehens verstanden, das Typische dieser Landschaft zu zeichnen. In dem stilistisch offensichtlich an Jünger geschulten Buch wurde das Bestreben deutlich, gestützt auf das Erbe der Antike und getragen von dem gegenwärtigen Anstoß Jüngers, durch die entgöttlichte, von wirren Weltanschauungsfetzen durchsetzte technische Welt von heute wieder zu einem echten Sein vorzustoßen. Noch einmal hörte man dann von Nebel, als er im Oktober 1941 in der «Neuen Rundschau» eine Studie veröffentlichte, in der er sich gegen die ungerechtfertigte Verherrlichung der Flugzeuge als Vögel wandte und sie vielmehr bösartigen Insekten verglich. Man frug sich damals, ob der Zensor wohl mehr als den Titel «Auf dem Fliegerhorst» gelesen habe. Er hatte mehr gelesen: die «Neue Rundschau» wurde verboten und ihr Herausgeber Hans Paeschke (heute einer der Herausgeber des «Merkur») rettete sich, indem er noch am Abend des Erscheinens dieses Aufsatzes in die Wehrmacht eintrat. Ueber den Luftwaffensoldat Nebel ließ sich bloß in Erfahrung bringen, daß er mit der Verbannung in eine Schippereinheit auf der öden Kanalinsel Alderney davongekommen sei.

Gerhard Nebel hat den Krieg überstanden und gehört zu den wenigen Vertretern einer jüngeren Schriftstellergeneration, die sich heute in Deutschland als Gestalt mit festen eigenen Umrissen neben die bei uns bekannten älteren stellen. Seit einem Jahr hat er fünf Bücher erscheinen lassen, die teils der Schublade entstammen, teils neu geschrieben sind und die die Grundlinien seines Werkes deutlich erkennen lassen. Das im Drei-Eulen-Verlag in Düsseldorf erschienene «Tyrannis und Freiheit» hat er während des Zusammenbruchs im Lazarett verfaßt und sich in ihm das seine ganze Generation bedrückende Erlebnis des Nationalsozialismus vom Herzen geschrieben. Mag auch manches darin zu sehr der Zeit verhaftet sein, so ist es doch eines der wenigen Bücher dieser Art, das auf wesentliche Kategorien vorzustoßen sucht. Die Klammer von Antike und Christentum, die das Abendland bisher zusammengehalten hat, ist entfallen, und in dem Vakuum entfalten sich die «Weltanschauungen». Das Wesen der Weltanschauung ist ihre «Partikularität»; Teilerkenntnisse, die an ihrem beschränkten Ort richtig sein mögen, werden absolut gesetzt: die Wirtschaft im historischen Materialismus, die Rasse im Nationalsozialismus, die Libido in der Psychoanalyse. Deshalb führen diese Weltanschauungen ins Nichts und versperren den Weg zum Sein. Wohl ist dem Menschen der unmittelbare Zugang zum Göttlichen verwehrt, doch müssen die Bilder, die er zwischen sich und dem Göttlichen aufstellt, im Gegensatz zu den Weltanschauungen über eine «Porosität» verfügen, die, ohne zu blenden, den Strahl des Seins durchbrechen läßt.

Dies ist die negative Position Nebels. Seine positive aber — und hierin ist er wohl stellvertretend für einen wesentlichen Teil seiner Generation — sucht er zu erringen durch eine tiefere Durchdringung und Wiedergewinnung der Antike und des durch den Zusammenbruch nun neu als Aufgabe gestellten Christentums. Ein Unterfangen, das durch des Lehrmeisters Jünger Erfahrungen auf dessen gefährlichen und gefährdeten Streifzügen durch das Chaos des Nihilismus vor voreiligen Versöhnungen bewahrt werden soll. In dem auf Jahresende angekündigten ersten Band seines italienischen Kriegstagebuches «Auf ausonischer Erde» schreibt Gerhard Nebel: «Es ist kein Zweifel, daß die Zeit für eine neue Epiphanie hellenischer Daseinsdichte reif geworden ist, und daß die Todesstarre, in der Natur und Welt seit langem liegen, sich löst. Ein kräftiges Leben beginnt sich zu rühren, mythische Gestalten bereiten ihren Einzug vor, und es ist unsere wesentliche Aufgabe, sie zu begrüßen... Aber zugleich ist es uns unmöglich, von Christus abzufallen und, als wäre mit seinem Erscheinen nichts Unwiderrufliches geschehen,

zum Leichnam des großen Pan zurückzukehren. Es ist der Zwiespalt, der Hölderlin peinigte und zerriß und der, bevor er sich schließen kann, um so mehr die Form einer schauerlichen Kluft annehmen wird, je deutlicher das Mythische seine Wiederkunft anzeigt. Schon jetzt ist es vielen von uns ebenso unmöglich, das Christliche auf Kosten der Griechen und der Natur zu bewahren, wie das Mythische auf Kosten Christi zu gewinnen, und das erste Anliegen der «neuen Theologie», von der der Capitano spricht, wird sein, hier den Frieden zu stiften, den der bloße Verstand vergeblich sucht.»

Nebels auf mehrere Bände angelegtes Werk «Griechischer Ursprung», dessen erster Band Arbeiten über Platon, die Stoa und Epikur enthält und wie alle seine übrigen Bücher im Marées-Verlag in Wuppertal erschienen ist, stellt einen solchen Versuch der Wiedergewinnung der Antike aus gegenwärtiger Existenz dar, wie ihn der deutsche Geist immer wieder unternommen hat. Eindringlicher als in dem ersten wird die Verschränkung mit dem Christentum in einem fürs Frühjahr angekündigten zweiten Band werden, der die griechische Tragödie als «ein anderes Altes Testament» darstellt. Dem zweiten Grundpfeiler seiner schriftstellerischen Wirksamkeit will Nebel Tribut zollen in einem großangelegten Werk über Ernst Jünger, das die seit Kriegsende in Deutschland entbrannte Diskussion um diesen Autor aus der bloßen Polemik auf eine philosophische Ebene heben soll. Eine Rede «Ernst Jünger und das Schicksal des Menschen» ist diesem für nächstes Jahr versprochenen Buch bereits vorausgegangen. Daß aber Gerhard Nebel ein Schriftsteller ist, der weder griechischer noch jüngerscher Krücken bedarf, um Eigenes zu schaffen, beweisen die drei übrigen nach dem Krieg veröffentlichten Werke. Es sind das zwei Essay-Bände, «Von den Elementen», wo wir neben anderem die Afrika-Stücke wiederfinden, und der von Robert Pudlich bebilderte «An der Mosel» mit Betrachtungen über Fluß und Landschaft, den Wein, die Ruine und das Schöne, sowie das Tagebuch jener Verbannung auf Alderney, «Bei den nördlichen Hesperiden». Wo Nebel Dinge schildert, die weder von den Griechen noch von Jünger vorgeformt sind, erweist er sich als eine Persönlichkeit von eigenen Umrissen.[1]

Für den Jünger-Leser bedeutet es ein zusätzliches Abenteuer, in Nebels Werk die Begegnung dieses hinter aller Gemeinsamkeit des Stils von seinem Lehrmeister so verschiedenen Geistes mit seinem Vorbild mitzuerleben. Vor allem fehlt dem eruptiven, heißblütigen Wesen Nebels jene preußisch-disziplinierte Härte und Kälte, die Ernst Jünger auch im heißesten Erleben und Schauen nicht verläßt und das ihm eigene Faszinosum und Detestandum ausmacht. Man benötigt nicht Nebels enragierten Antimilitarismus, um festzustellen, daß seine wärmer durchblutete Prosa nicht soldatischen Ursprungs ist. Ihm kann das Temperament durchgehen, während Jünger nie die kühl distanzierte Haltung des Beobachters, des «Mann im Mond», fallen läßt. Damit hängt wohl auch die größere Verfestigung in Nebels Werk zusammen. Was bei Jünger in der Andeutung bleiben würde, wird bei ihm ausgesprochen und breiter ausgesponnen. Deutlich sichtbar wird das in beider Haltung gegenüber dem Christentum. Ein Seismograph von der medialen Aufnahmebereitschaft Jüngers mußte früher oder später einmal auch die christliche Welt einbeziehen, und in der Friedensschrift und den noch unveröffentlichten «Strahlungen» nimmt sie denn auch einen breiten Raum ein. Doch in seiner beständigen Wachsamkeit, sich alle geistigen Wege offenzuhalten und sich auf keine einzelne Position einschränken zu lassen, bleibt für Jünger das Christentum ein Element unter anderen; er bekennt sich nicht zu ihm und sucht ihm nicht neuen Raum zu erkämpfen, wie das Nebel mehr und mehr tut.

[1] Inzwischen ist von dem italienischen Kriegstagebuch «Auf ausonischer Erde» ein erster Band «Latium und Abruzzen» erschienen.

Mit diesem Beziehen einer festen Stellung hängt es wohl zusammen, daß Gerhard Nebel etwas unternimmt, dem sich Ernst Jünger durch seine «Untreue» gegenüber seinen Anhängern immer wieder entzogen hat: er hat begonnen, einen Kreis um sich zu bilden. In der seit je von geistigen Bazillen beunruhigten Luft der Textilstadt Wuppertal am Rande des Ruhrgebiets ist ein interessanter Versuch unternommen worden, jener Vereinzelung der deutschen Literatur, von der wir eingangs sprachen, entgegenzutreten. Unter Mitwirkung der Stadtverwaltung haben Privatleute eine Organisation «Der Bund» gegründet, welche der Literatur jenen fruchtbaren Untergrund einer sie tragenden Elite zu verschaffen helfen soll. Unter seinem ständigen Direktor Hans-Jürgen Leep veranstaltet der «Bund» alljährlich Arbeitstagungen, die einem genau umgrenzten Thema gewidmet sind — letztes Jahr «Die Antike und wir», diesen Herbst «Masse und Gemeinschaft» — und deren wesentliches Ergebnis jeweils in einem Jahrbuch zusammengefaßt wird. Doch holt der «Bund» nicht nur zu diesen Tagungen Gäste herbei, sondern im Verein mit dem von Hubert Tigges geleiteten Marées-Verlag sucht er Schriftsteller von Rang in den Umkreis der Stadt zu ziehen und ihnen dort eine Arbeitsstätte zu verschaffen. So hat er auch Gerhard Nebel nach Wuppertal gezogen, der seither dem Kreis als dessen stärkste Persönlichkeit das Gesicht gibt.

Daß dieser «Bund» mehr als eine vom Zufall geschaffene Notgemeinschaft ist und sich bestimmte Ziele setzt, zeigt die außer Nebels Büchern bisher wichtigste der ihm entstammenden Veröffentlichungen: die Schrift «Der Leviathan und die totale Demobilmachung» des Juristen Heinrich Gremmels. Auch er sucht von Jünger und verwandten Autoren erarbeitete Erkenntnisse selbständig auszubauen. Er sucht nach Wegen, den Vorgang der «totalen Mobilmachung», den Ernst Jünger so eindringlich beschrieben hat, daß man ihn damit identifizierte, diese Politisierung aller Lebensgebiete aufzuhalten und wenn möglich rückgängig zu machen. Denn Deutschlands Befreiung vom Nationalsozialismus wäre sinnlos, wenn es bloß in die Klauen eines anderen Leviathan, einer anderen durch «Weltanschauung» vorwärtsgepeitschten Massenbewegung geraten würde. Deshalb müsse das «in Bewegung» Geratene demobilisiert, müsse die verhängnisvolle Neigung des Deutschen eingedämmt werden, jede Einzelfrage zu einer weltanschaulichen Entscheidung zu machen. Darum solle die Tagespolitik auf die Bewältigung sachlicher Aufgaben beschränkt werden, während jene Entscheidungen einem Oberhaus zuzuweisen seien.

Der Wuppertaler «Bund» ist nur ein einzelnes Experiment in dem an Experimenten wahrlich nicht armen Deutschland von heute. Aber es scheint eines der wenigen zu sein, das weiß, daß man nicht einfach dort anknüpfen kann, wo man vor fünfzehn Jahren aufgehört hat.

ARMIN MOHLER

ERIC KLOSSOWSKI †

In Sanary, dem kleinen Hafenort an der Côte d'Azur, den er so viele Jahre bewohnt hat, kannten nur wenige seinen Namen. Er hat ein Leben lang das Seine getan, ihn der Mitwelt zu verbergen. Wenn Freunde oder Kritiker sich lobend über seine Bilder äußerten, oder sein Daumier-Buch für das beste erklärten, das bis dahin über den großen Zeichner erschienen sei, widersprach nur einer immer mit kühler Bosheit: der Hauptbeteiligte. Warum wurde er von den wenigen, denen er erlaubte, ihm näherzukommen, so verehrt? Vielleicht, neben all seinen glänzenden Geistesgaben, grade wegen dieses Mangels an Berechnung, dieses Unvermögens, kaufmännisch-spekulativ zu denken, wegen dieser ganzen rührenden

Hilflosigkeit dem praktischen Leben gegenüber. Doch bei aller Zartheit und Kindlichkeit war er nicht etwa ein Schwächling, im Gegenteil! In allen geistigen Dingen von unabhängigstem, schärfstem Urteil und unfähig zur kleinsten Konzession, hat er zahlreiche Menschen mit bekannterem Namen als dem seinen entscheidend beeinflußt, ohne daß die Welt es erfuhr. Er war die «Graue Eminenz», die hinter den Kulissen das Niveau von Theaterrepertoiren durch seine Anregungen aufs glücklichste hob (das Berliner Lessingtheater verdankte ihm, neben zauberhaften Dekorationen, den Entschluß zu wichtigen Aufführungen, wie beispielsweise der des Molièreschen Don Juan) — oder auch junge Maler und Schriftsteller mit einem flüchtig hingeworfenen Wort von einem Irrweg abbrachte.

Seine Indolenz gegenüber allem, was die eigene Karriere betraf, war zum Teil vielleicht auch ein Erbteil slawischen Blutes. Sein Vater entstammte einer sehr alten adeligen polnischen Familie: Klossowski-Rola. Der Sohn, am 19. Dezember 1875 im früher ostpreußischen, dann wieder polnischen Städtchen Ragnit geboren, hing an der polnischen Familientradition; bis zuletzt verfolgte er in den ihm zugänglichen Zeitungen das Schicksal Polens mit bewegtester Anteilnahme. Seit früher Jugend war es sein Traum, Maler zu werden. Die fürsorglich-strenge Mutter legte anfangs ein Veto ein: zuerst müsse er Kunstgeschichte studieren. Er hörte bei Muther in Breslau und absolvierte Summa cum laude das kunsthistorische Doktorexamen. Doch dann gab es kein Halten mehr: er floh aus Deutschland und ging nach Paris, wo er als völliger Autodidakt zu malen begann: Pastoralszenen etwa zwischen Poussin und Bonnard, heroische in der Gegend von Delacroix. In Paris fand sich bald ein kleiner Kreis von Leuten, die seine Bilder, besonders seine Pastelle, ungemein schätzten und behaupteten, die tastenden Skizzen dieses Autodidakten seien mehr wert als fertige Bilder manches malenden Routiniers. Er selbst sah all seine Bilder für höchst zweifelhafte Versuche an. Er schwamm sozusagen in Versuchen; jedes Bild machte eine endlose Entwicklungsgeschichte durch, bei der manchmal ein glücklicher erster Einfall zerstört wurde. Die Skizzen für seine Illustrationen zu Meier-Graefes Puppenspiel «Orlando und Angelika» — es entstand in Paris und erschien kurz vor dem ersten Weltkrieg in Berlin bei Paul Cassirer — gingen in die Hunderte. Dazwischen schrieb er sein Daumier-Buch und kleinere Kunstbesprechungen.

Den Weltkrieg erlebte er zunächst in Deutschland, dann in der Schweiz. Der ihm befreundete Kunstmäzen Graf Harry Keßler hatte ihn fast mit Gewalt nach Bern entführt, da er wegen francophiler Aeußerungen bedroht war, verhaftet zu werden. Bald nach Beendigung des Krieges kam Barnowski, der Direktor des Berliner Lessingtheaters, auf die Idee, ihm die Bekleidung von Theaterstücken anzuvertrauen. Seine Dekorationen wurden Kunstwerke und hatten häufig mehr Erfolg als die von ihnen interpretierten Stücke. Für die Münchner Kammerspiele machte er Dekorationen zum «Sommernachtstraum», die Publikum und Kritik in helles Entzücken versetzten. Es hätte genügt, so fortzufahren, die Produktion zu organisieren, um zu Ruhm und Geld zu gelangen. Klossowski streikte: es gäbe weit gewiegtere Theatermaler als ihn. 1923 wurde er durch äußere Umstände für einige Zeit nach Dießen am Ammersee verschlagen. Hier begann eine neue Aera seiner Kunst: auf die klassische, von Delacroix und Poussin inspirierte folgte notgedrungen in dieser Landschaft eine mehr realistische. Aber ebensowenig wie sein Vorgänger Renoir, der hier im Jahr 1910 als Gast eines deutschen Sammlers eine Anzahl schöner Bilder malte — ebensowenig hat Klossowski in dem hübschen oberbayrischen Dorf rein «bayrische» Landschaften gemalt. Sie verraten, bei allem angestrebten Realismus eines bei flüchtigem Hinschauen harmlosen Landschafters, ein raffiniertes Wahlvermögen, das er Paris, das er Frankreich verdankte.

Dann ging er nach Frankreich zurück. Zunächst nach Paris, später in die Pro-

vence, um zu malen. In La Garde bei Toulon, in Bormes-les-Mimosas, in Sanary füllte er zahllose Skizzenbücher mit Baum- und Meerstudien, mit Szenen aus den Hafencafés und dem Leben der Fischer und Landarbeiter. Auch viele Aquarelle und mehrere große Bilder gelangen ihm, von denen einige nach Paris, einige in die Schweiz verkauft wurden. Es war seine letzte glückliche Zeit. Dann kränkelte er mehr und mehr von Jahr zu Jahr. Der neue Krieg mit all seinen furchtbaren Folgen verschiedenster Art tat das seine dazu, ihn arbeitsunfähig und tief melancholisch zu machen. In den letzten Jahren war es immer stiller und einsamer um ihn geworden. Seine Freunde Bonnard, Rilke, Jean Strohl, Schickele, Meier-Graefe, die ihn seines Leidens wegen schon seit Jahren für einen Todeskandidaten gehalten hatten, sind alle vor ihm gestorben. Von Auberjonois, den er liebte und bewunderte, hörte er noch zuweilen aus Lausanne — doch er war zu seinem Schmerz schon zu schwach, die Korrespondenz aufrechtzuerhalten.

Am 25. Januar haben sein Sohn Balthus und ich ihn hier in Sanary begraben. Beim Verlassen des Friedhofs trat eine Frau aus dem Volke an mich heran: «Ah, vous savez, Madame, c'était un Grand-seigneur, celui-là!»

HILDE STIELER

PIERRE BONNARD

Was Jedlicka essayistisch in den «Begegnungen» mit großen Malern unserer Zeit in seinem wachsenden Reich sozusagen erst abtastete, hat er in seinem seltsamen Buch über Pierre Bonnard mit letzter Konsequenz verdichtet.[1] Ein Besuch bei Bonnard, der neun Stunden dauerte und einen Sommernachmittag im Glanz des Mittelmeers ausfüllte, beschreibt Jedlicka auf 246 Seiten. Vorerst wird man sich fragen, was das Buch will. Ist das Erlebnis dieses Besuches für den Schriftsteller in Jedlicka nur ein Anlaß, seine Feder in Bewegung zu setzen, etwa im Sinne des Besuches der Lotte bei Goethe, wie ihn Thomas Mann zum Vorwurf seines großen Romanes genommen hat? Will der Kunsthistoriker in Jedlicka damit über den Menschen Bonnard zur Malerei Bonnards hinführen? Oder will der Chronist in Jedlicka nicht nur für sich dieses Erlebnis aus der Vergangenheit in die Gegenwart retten, sondern den kommenden Generationen das mit letzter Gewissenhaftigkeit des Chronisten gezeichnete Bild eines großen Künstlers unserer Zeit weitergeben? Diese Fragen zeigen schon, wie reich facettiert das Buch ist, und sein Reichtum liegt gerade darin, daß sich in ihm in einzigartiger Weise der Stilist mit dem Kunsthistoriker und Chronisten verbindet. Jedlicka zeichnet geradezu mit einer Besessenheit für das Detail die äußere Erscheinung Bonnards und dessen Umwelt. Der Fluß des Gespräches zwischen Bonnard und seinen Besuchern — einem Pariser Kunsthändler, einem Zürcher Kunstfreund und dem Verfasser — gleicht eher einem vertrockneten Bächlein des Midi. Wo aber ein Wässerlein aufleuchtet, zeichnet es Jedlicka mit zarten Strichen auf, die Scheu, Verehrung und Analyse verweben, und diese vielen kleinen Blitzlichter ergeben — dank des Künstlers in Jedlicka — ein vollendetes Gemälde. Greifen wir aus ihm die Beschreibung der äußern Gestalt Bonnards heraus:

«Nach der vollzogenen Begrüßung steht Bonnard wieder ruhig vor uns. Er steht ein wenig gebeugt da, die nackten dünnen Arme, auf denen die weißen Haare blond wirken, übereinandergelegt. Aber es ist nicht diese Haltung, die sein Alter, die nahezu achtzig Jahre, zum Ausdruck bringt; diese gebeugte Haltung geht, so

[1] Gotthard Jedlicka: Pierre Bonnard / Ein Besuch. Mit 16 Tafeln. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich.

scheint es mir, weniger auf das Alter als auf eine Eigentümlichkeit zurück, die er schon von jeher gehabt haben kann, die ich auf einer ganzen Reihe von Momentaufnahmen bei ihm beobachtet habe. Und dann ist zu sagen: es geht von ihr zu viel charakteristischer Charme aus, als daß sie nur ein Merkmal des Alters sein könnte. Vor allem überrascht mich nun, da ich Bonnard genauer betrachte, der kleine Kopf. Ein schmaler Schädel, von veredelter Birnenform, mit einer hohen Stirne, die nach oben zusammenläuft und kaum gerunzelt ist, mit spärlichem, grauweißem, seidenweichem Haar, das von der Scheitelhöhe ringsum nach den verschiedensten Richtungen gekämmt ist und glatt auf dem Schädel liegt. Auf der Höhe des Schädels, die aber nicht gewölbt ist, sondern eine kleine, runde Platte bildet, wird eine feine Glatze sichtbar, wobei die glatte, glänzende gelbliche Haut mit Leberflecken durchsetzt ist. Das Gesicht hat eine gelblich-bräunliche Farbe und ist gleichfalls mit Leberflecken gesprenkelt. Die Augen mit einer Iris von einem warmen Rehbraun blicken durch die Brillengläser, die mit einem dünnen Gestell aus verrostetem Eisen gefaßt sind. Sie erscheinen im Gesicht in derselben drolligen Weise akzentuiert wie der Mund, wie sie sich denn auch mit diesem zugleich bewegen. Die Lippen sind verhältnismäßig klein, aber nicht schmal: nein, von einer diskreten Ueppigkeit, die Oberlippe breiter und sinnlicher, mit einem verwischt zärtlichen Ausdruck: küsserisch, bin ich zu sagen versucht. (S. 27 u. ff.) — Wie Bonnard mit seinen Bewegungen spart (ich habe die Empfindung, daß er sein langes Leben lang nur ruhig geatmet habe und in den letzten Jahren nur noch vorsichtig atme), scheint die Natur auf seinem Gesicht mit lebhaften Akzenten gespart zu haben. Ein kleines graues Schnurrbärtchen. Die Wangen schlecht rasiert, wobei man erkennt, daß der Bartwuchs schütter geworden ist, und daß Bonnard das Rasieren, wenn er es selber ausführt, nicht mehr so ernst nimmt. Vor allem die spärlichen, aber langen weißen Haare über und um den Adamsapfel herum weisen darauf hin. Es ist, als blicke er, wenn er in den Spiegel sieht, sich nur noch bis zum Kinn hinunter an. — Er steht als ganzer Mensch vor uns... Mein erster Eindruck: Ein alter, müder Rebbauer. Bonnard ist von schlanker und zierlicher Gestalt, dabei von einer eigentümlichen Eleganz. Ich denke: Wie sieht er in einem Smoking aus? Ein besonderer Sachverhalt läßt ihn noch schlanker und zierlicher erscheinen. Obwohl seine Hosen so knapp am Körper liegen, daß sie diesen nicht nur umfasssen, sondern sich den Hüften anschließen und diese modellieren, und Hosenträger oder Gürtel vollständig überflüssig sind, hat er sie (nicht auf der Höhe des Hüftgürtels, sondern auf der halben Höhe der Hüften) mit einem schmalen, braunen Ledergürtel umschlungen und dessen Ende (weil er viel zu lang ist) um diesen gewunden. Ich finde die Worte nicht, die auszudrücken vermögen, wie rührend das aussieht. Er trägt graue, verschieden geflickte Hosen, ein offenes grünlichfarbenes Hemd, das mit einem abnehmbaren Kragen geschlossen werden kann, das er aber ohne diesen trägt und unter dem die Unterwäsche von undefinierbarer Farbe hervortritt. So steht er vor uns, und es ist ihm sichtlich nicht wohl. In seinem eigenen kleinen Haus bewegt er sich wie ein Fremder. In dieser Stimmung wirkt er auf mich wie ein Kind, das man aus seinem Schlaf oder aus einem tiefen Träumen aufgeschreckt hat, das eine Weile wie verstört dasteht, und das sich dann, weil es wohlerzogen ist, zusammenzunehmen versucht.» (S. 23 u. ff.)

Man wird in spätern Zeiten, neben allen photographischen Aufnahmen des Künstlers, zu dieser Beschreibung greifen, wenn man sich die Gestalt Bonnards, dessen Malerei noch in die kommenden Jahrhunderte hinein leuchten wird, vergegenwärtigen will. Hier ist Jedlicka der Chronist. Wir haben als Zeitgenossen die Möglichkeit, seine «Chronik» noch auf ihre historische Treue hin zu prüfen, und ich wüßte keinen Schriftsteller, der diese Prüfung besser bestände. Jedlicka beschreibt aber nicht nur, was er sieht. Während er vor Bonnard sitzt, denkt

er an Matisse, und das VIII. Kapitel widmet er einem ebenso geistvollen als treffsichern Vergleich der beiden großen Maler ihrer Epoche. Hier spricht der Kunsthistoriker.

Zugleich gibt aber Jedlicka ein Bildnis seiner selbst. Diese Bezugnahme auf sich ergibt sich aus seiner Methode und aus dem von ihm gesteckten Ziel. Er beschreibt damit gewissermaßen die «Optik», durch die Bonnard gesehen wird. Denn der Verfasser selbst ist ein sehr kompliziertes Instrument, das nicht nur sachlich zu registrieren weiß, sondern sich leidend und tätig verhält. Hier spricht der sensitive künstlerische Mensch.

So bildet dieses Buch ein einzigartiges Dokument über einen Künstler unserer Zeit. Man mag es nur bedauern, daß nicht schon Cézanne und van Gogh ihren so gewissenhaften Chronisten gefunden haben, der diese besondere Gabe der Beobachtung Jedlickas besaß und der uns und den Kommenden ihr äußeres Bild bis in ihre Gangart und kleinsten Gebärden überliefert hätte. Diese präzisen Zeichnungen des Menschen mögen mit Kunstbetrachtung nichts mehr zu tun haben. Wer sich aber mit der Kunst beschäftigt, wird sich auch immer ein Bild ihrer Schöpfer machen wollen, und ich glaube, daß man einst zu Jedlickas Beschreibungen mit derselben Freude greifen wird, mit der wir Heutigen immer wieder zu den Vitae Vasaris zurückkehren, wenn wir vor uns das Bild der Renaissance und ihrer Künstler erstehen lassen wollen. Aber das Buch hat nicht nur eine äußere Präzision. Das würde ihm nur einen historischen Wert als Tatsachenbericht sichern. Sein dauernder Wert liegt in der schriftstellerischen Leistung; denn Jedlicka legt das richtige Wort wie eine straffe Haut um den Gedanken oder den Begriff, den es klarzumachen gilt, und darin beruht das Geheimnis seiner stilistischen Klarheit und Sauberkeit und somit auch seiner dauerhaften künstlerischen Wirkung.

WALTER KERN

NOCHMALS DAS REGIMENT WILHELMS II.

Vor kurzem habe ich an dieser Stelle (NSR, Januar 1949) Gelegenheit erhalten, das mir nach seinem Gegenstande wie nach seinem Wert gleich wichtig scheinende Buch des Bismarckbiographen Erich Eyck «Das persönliche Regiment Wilhelms II.» mit einigen pointierenden, kritischen oder ergänzenden Bemerkungen anzuzeigen. Alle diejenigen, die gleich dem Verfasser und mir der Meinung sind, daß zur rechten Deutung jener unglücklichen Epoche und des sie repräsentierenden Herrschers gar nicht genug geschehen kann, wird es interessieren, einiges über die Auseinandersetzungen zu erfahren, die sich an das genannte Buch in den angelsächsischen Ländern angeschlossen haben. Außer einigen überwiegend zustimmenden Besprechungen (vor allem in der «Contemporary Review» und «Time and Tide») hat sich auch eine zum Teil recht scharfe Kritik gemeldet, die um der Sache willen Aufmerksamkeit verdient. Außer den Bemerkungen eines amerikanischen Historikers in der vorzüglichen (von Waldemar Gurian herausgegebenen) «Review of Politics» ist hier vor allem ein großer Artikel zu nennen, der in der «Times», Literary Supplement, vom 11. Dezember 1948 von einem Anonymus erschienen ist und dann zu einer Auseinandersetzung geführt hat, welche erst vor kurzem mit einem sehr wirksamen Schlußwort Eycks abgeschlossen worden ist.

Beiden genannten Kritikern ist die Neigung gemeinsam, Wilhelm II., «das noch immer herumspukende Fabeltier», wie ihn der Autor der «Review of Politics» (Professor Shanahan) bezeichnet, als Persönlichkeit und Charakter höher zu stellen, seinen wirklichen Einfluß auf das historische Geschehen aber wesentlich geringer

einzuschätzen, als es Eyck in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der deutschen Beurteiler tut. Gewiß nicht mit Unrecht wird hervorgehoben, daß Wilhelm II. persönlich alles andere als jenes bösartige Geschöpf gewesen sein muß, zu dem ihn eine die Personifizierung des Unheils suchende demagogische Legende gemacht hat. Auch daß er in hohem Maße persönlichen Charme besessen haben muß und ein geistig-künstlerisch überdurchschnittlich begabter Mensch gewesen ist, wird hervorgehoben. Den Wirtschaftshistoriker interessiert auch der richtige Hinweis, daß Wilhelm II. — darin, aber auch *nur* darin, dem in seiner eigentlichen Bedeutung immer mehr hervortretenden Prince Consort Albert aus dem Hause Coburg ähnelnd[1] — sich als der ausgesprochen «moderne» unter den zeitgenössischen Monarchen mit einer wahren Begeisterung auf die Seite des technisch-industriellen Fortschritts gestellt hat und damit wirklich zu einem (wie auch immer zu beurteilenden) Faktor der Wirtschaftsgeschichte geworden ist.

Diesen Zügen eines gerechteren Porträts ließe sich sicher noch manches andere hinzufügen, was der Sympathie mit dem Menschen, der damals in Berlin geherrscht hat, zugute kommt. Aber wichtiger für uns als der Mensch ist der Herrscher, unter dessen Zepter nun einmal, was auch immer seine menschlichen Konturen gewesen sein mögen, Verhängnisvolles geschehen ist, was von Geschlecht zu Geschlecht nachwirkt. Je weniger sein guter Wille und sogar seine Einsicht angezweifelt werden, um so rätselvoller — so hatte ich selber in meiner Anzeige angedeutet — wird ja das Verhängnis dieser Herrschaft Wilhelms II.

Dieses Rätsel sucht nun der Kritiker der «Times» dadurch zu lösen, daß er die «Herrschaft» Wilhelms II. als einen bloßen Schein bezeichnet. Gerade aus Eycks Buch glaubt er den Schluß ziehen zu können: Der Fehler Wilhelms II. war nicht, daß er falsch, sondern daß er überhaupt nicht regierte. Wirklichen Einfluß hätte er nicht besessen — das ist der Gedanke, der hier bis zur Vergewaltigung der Tatsachen überspitzt wird. Zu welchem Ende das geschieht, wird freilich sogleich klar. Wird nämlich Wilhelm II. in einer Weise entlastet, wie das bisher noch kaum irgendwo versucht worden ist, so wird nunmehr alle Schuld dem deutschen Volke als solchem aufgebürdet, dessen Medium, nicht dessen Herrscher er gewesen sei. Die Flottenpolitik, die Heeresvorlagen, die Marokkopolitik, das Krügertelegramm, das Daily-Telegraph-Interview — wir sollen glauben, daß in allen diesen Akten das deutsche Volk durch seinen Herrscher gehandelt habe. Man wird zugeben, daß das eine starke Zumutung ist, und Eyck hat auch keine Mühe gehabt, sie zurückzuweisen.

Diese Kontroverse lehrt eindringlich, daß man den Weg einer ritterlich scheinenden Entlastung Wilhelms II. nicht ohne Gefahren geht. Es scheint, als müsse dafür der Preis einer um so stärkeren Belastung des deutschen Volkes gezahlt werden. Ich selber habe diese Taste *moderato* angeschlagen, um die Deutschen von allzu selbstgerechten Anklagen zurückzuhalten, aber obendrein hinzugefügt, daß Wilhelm II. als Ausdruck nicht nur seines Volkes, sondern auch seines Zeitalters zu verstehen ist, und damit auch die außerdeutsche Welt vor Pharisäismus gewarnt. Die Frage aber bleibt, ob wir denn wirklich nur die Wahl haben, dasjenige an Schuld, wovon allein die Rede sein kann, entweder auf einen einzigen Mann oder auf sein Volk zu schieben, und damit in dem Dilemma zu verharren, mit dem die interessante und temperamentvolle Auseinandersetzung zwischen Eyck und seinem englischen Kritiker in der «Times» geendet hat.

Diese Frage ist gewiß mit Entschiedenheit zu verneinen. Die Wahrheit kann nicht in so einfachen Formeln gefunden werden. Sie ist wie immer verwickelter und subtiler. Aber wenn man die Gewichte nach allen Seiten hin gerecht verteilt hat, wenn man das wahre Maß der (ungewöhnlich großen) Unzulänglichkeiten

[1] Vgl. jetzt dazu: R. Fulford, «The Prince Consort», London 1949.

und Fehler Wilhelms II. bestimmt, wenn man festgestellt hat, daß er wahrscheinlich ein im Grunde wohlmeinender, aber schwacher und innerlich unsicherer Mensch gewesen ist, wenn man mit der möglicherweise sehr viel größeren Schuld einsichts- und charakterloser Ratgeber (Bülow!) ins Gericht gegangen ist, wenn man die verhängnisvolle Rolle einzelner Gruppen und Strömungen gebührend beleuchtet und dem von seinem eigenen allzu schnellen Aufstieg berauschten deutschen Volke mit seinen falschen Idealen und Maßstäben das volle Maß seiner Verantwortung zugemessen hat, ohne anderseits die Ohnmacht der Klarblickenden zu verkennen — wenn man das alles nach allen Seiten hin nd her erwägt, so dürfte doch eine überragende Tatsache unverrückbar bleiben: die Tatsache, daß sich das alles auf dem Hintergrunde einer chronischen Staatskrise abspielt, die dieses Deutsche Reich von Versailles als eine zum schließlichen Zusammenbruch verurteilte Fehlkonstruktion enthüllt. Es ist eine Staatskrise, der wahrscheinlich nicht einmal der Baumeister mehr hätte Herr werden können, dem vor der Geschichte die Verantwortung für die Fehlkonstruktion zufällt.

WILHELM RÖPKE

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Stalins Weltrevolution

Die Literatur über den Bolschewismus setzte sich mit ihm nach dem vorigen Krieg hauptsächlich theoretisch auseinander, wenn es auch schon damals weder an Salonenthusiasten noch an Abtrünnigen fehlte; seit 1944 beschäftigt sie sich vor allem mit seiner Praxis. Theorie und Praxis bilden aber im Bolschewismus ein Ganzes, zu dem auch seine Widersprüche gehören, und daher kann es keine Kenntnis der Sowjetpolitik ohne Kenntnis ihrer theoretischen Grundlagen geben. Eine gründliche und objektive Analyse von Stalins Ansichten über die Weltrevolution breitet auf 40 Seiten der *Foreign Affairs* (1) ein amerikanischer Diplomat unter dem Namen *Historicus* aus. Er hat alle Aeußerungen Stalins über Theorie und Praxis der Revolution vom Februar 1919 bis zum 28. März 1948 exzerpiert, sämtliche Auflagen sämtlicher Schriften auf Varianten philologisch verglichen und bietet nun eine so konzise Zusammenfassung der wichtigsten Worte Stalins in einer systematischen Ordnung, wie sie bisher meines Wissens keiner Analyse des Bolschewismus gelungen ist. Seinem Pseudonym getreu, stellt der Autor dar, ohne Deutung und ohne Widerspruch. Er verzichtet darauf, zu untersuchen, was an dieser Doktrin Marx, Lenin, Trotzki, und was Stalin selber gehört, oder wie sich diese Doktrin überhaupt mit Marx und Engels vereinen läßt. Das alles ist ja praktisch auch bedeutungslos. Stalins Lehre der Weltrevolution ist eine politische Tatsache, die nicht nach der Ueberzeugungskraft, sondern nach der Macht des Staatsführers zu beurteilen ist, der sein Programm nicht als reine Wissenschaft hergibt, sondern als eine Anweisung zum Handeln, für die es auch gewiß charakteristisch ist, daß diese gründliche Untersuchung von Stalins Schriften eine durch 30 Jahre reichende, einheitliche und widerspruchslose Konzeption gefunden hat, deren wenige, allerdings hochwichtige Abweichungen für das Ganze keine widersprüchliche Bedeutung haben.

Die Einheit einer solchen Konzeption ist freilich rein formal, denn was in der Theorie richtig ist, muß es auch in der Praxis sein, und die Logik ist nun einmal, nach der geistvollen Definition des russischen Philosophen Gregor Itelson, die Lehre von den *Dingen*. Es wäre daher irrig, aus der Darstellung von Historicus zu schließen, daß die Sowjetunion folgerichtig aus dem Haupte Lenins hervorging wie die gepanzerte Athene aus dem Traum des Zeus, und daß die Weltrevolution

ihren umstürzenden Gang rings um die Erde nach dem Operationsplan der Sowjetführung antreten wird. Die Wirklichkeit widerlegte schon nach wenigen Jahren die falschen Voraussetzungen, die dem Staatsstreich Lenins zugrunde liegen. Weder stimmte Lenins Prognose, daß die russischen Arbeiter «auf eine gewisse, vielleicht *sehr kurze Zeit*» die «Vorhut» der westlichen, vor allem der deutschen bilden werden, noch die von ihm im März 1918 verkündete «*absolute* Wahrheit, daß wir ohne die deutsche Revolution zugrunde gehn» werden. Der erste Weltkrieg schlug nicht in die angesagte Weltrevolution um, und auch der zweite ist alle ihre Erwartungen schuldig geblieben, da man ausländische, unerbetene militärische Interventionen unmöglich mit der dialektischen Entwicklung der kapitalistischen Produktionskräfte identifizieren kann. Lenin war bis zu seinem Tode der Gefangene seiner Politik und raffte sich erst 1923 zum Entschluß auf, einen russischen Produktionsprozeß ohne Privateigentum in Gang zu setzen. Lenin und Stalin verstanden es auch immer, sich fremde Programme anzueignen, Maßnahmen zu widerrufen, die undurchführbar oder überhaupt nur propagandistisch gemeint waren, und doch hat nichts von alledem dem geistigen Prestige des Kommunismus Abbruch getan, da er von seinem Endziel keine Abstriche macht und Grundsätze nur aufgibt, um die eigene Macht zu festigen und sie dann zur Realisierung aufgegebener oder vorübergehend verleugneter Prinzipien wieder einzusetzen.

Wenn also Stalin, nach Erforschung seiner Schriften durch Historicus, nur eine einzige wesentliche Modifikation seiner Anschauungen, oder vielmehr der allgemein bolschewistischen, vorgenommen hat, nämlich zwischen 1924 und 1926 die Anerkennung des *Sozialismus in einem Lande*, so bedeutet doch grade das die Durchbrechung der früheren leninschen und der trotzkischen Doktrinen durch ein fortschrittlicheres Programm, das sie aufhebt. Der Sozialismus in einem Lande macht, so sollte man glauben, den Endsieg des Sozialismus in jedem Reich von der Umwelt und von der Weltrevolution unabhängig. Ist der Sozialismus in einem Lande möglich, dann braucht er die Weltrevolution nicht, braucht er sie, dann gibt es aber auch keine sozialistische Sowjetunion und kein sozialistisches Vaterland. Den Bruch zwischen der ursprünglichen und der späteren Doktrin erkennt man an Zitaten aus dem Jahr 1924 und an einer Veränderung von 1945. Dort versicherte Stalin, daß der Endsieg des Sozialismus in dem ersten Lande, das sich selbst befreit hat, von den kombinierten Anstrengungen der Proletarier mehrerer Länder *abhängt*. Nun gelang es aber Stalin doch, einen nicht-kapitalistischen Produktionsprozeß in Rußland ohne auswärtige Hilfe zustandezubringen, was dieses Zitat von 1924 widerlegt. 1945 findet sich daher durch Sperrdruck der Satz hervorgehoben, daß die Diktatur des Proletariats in einem Lande *konsolidiert* wird, indem es als Basis benutzt wird, den Imperialismus aller Länder zu überwinden. Danach gibt es keinen endgültigen Sozialismus in einem Lande ohne den Sozialismus auf der ganzen Welt, ein Gedanke, der deutlich zur Verkittung der früheren und der späteren, aus der Praxis geborenen Doktrin dient.

Kann aber der zugegebenerweise nur fragmentarische Sozialismus keine endgültige Produktionsfreiheit innerhalb einer kapitalistischen Welt finden, so scheidet die Möglichkeit einer *Koexistenz* beider Systeme aus. Historicus hat alle Aeußerungen Stalins darüber zusammengesucht und festgestellt, daß sie, soweit sie angelsächsischen Korrespondenten 1936 und 1943 gemacht wurden, nicht in Stalins Schriften und damit auch nicht in die Generallinie aufgenommen wurden. Rein historische Bedeutung hat dagegen die in die Parteischriften eingegangene Versicherung von 1925, daß ein friedliches Nebeneinander der bürgerlichen und proletarischen Welt möglich sei. Da Historicus seine Analyse auf die Texte beschränkt und von den den geschichtlichen Verhältnissen, aus denen sie stammen, absieht, bezieht er auch dieses Wort auf die wiederholt nachweisbare Anschauung,

daß der Bolschewismus in Zeiten *kapitalistischer Stabilisierung* ein Auskommen mit der Umwelt sucht, um dann in *Krisenzeiten* vorzustoßen. Stalins Aeußerung von 1925 gehört aber den Zeiten an, da Rußland seit 1921 ausländisches Kapital zur Ausbeutung der russischen Rohstoffe heranzuziehen suchte. Das war ein Teil der Nep-Politik, die bestimmt war, das russische Volk vom Martyrium des Kriegskommunismus zu erlösen. An den Grundsätzen des Bolschewismus ändert die Bemerkung Stalins nichts.

Wenn diese Doktrin ein *geschlossenes System* wäre, so müßte sie mit ihren eigenen Mitteln und Methoden das Kommen der Weltrevolution aus den zermalmenden Gegensätzen zwischen einer mehr oder minder sozialistischen Produktionsweise in der Sowjetunion und der kapitalistischen Produktionsweise in anderen Ländern erklären, sich aber auch mit den heute schon bekannten Zwischenstufen (Planwirtschaft mit und ohne Expropriation, Preis- und Marktkontrolle usw.) auseinandersetzen. Mit Recht findet es Historicus auffallend, daß Stalin sich erstaunlich wenig mit den Konflikten zwischen den Produktionskräften und den Produktionsverhältnissen auseinandersetzt, aus denen doch allein *Marx* den Antrieb zu *ökonomischen* Revolutionen dialektisch erklärt. Man findet bei ihm vor 1930 nichts, was über die herkömmliche Analyse des Kapitalismus durch Marx und Engels hinausginge, aber vieles, was der *sozialistische Revisionismus* schon seit 40 Jahren korrigiert oder widerlegt hat. Auch der Bolschewismus verzichtet auf die Theorie der Akkumulation des *Elends*, wie es Marx und Engels noch vor sich sahen. Trotzdem beide die Krise im Kapitalismus als Folge eines Produktionsüberschusses schon frühzeitig erkannt haben, den aufzunehmen die Konsumenten zu arm sind, stößt man erst ab 1927 auf die Beschäftigung Stalins mit der Funktion der Krise als Agens der Weltrevolution. Offenkundig liegen ihm ökonomische Probleme nicht, seine Ansicht, man könnte die Krisen beheben, wenn der Kapitalismus auf Stärkung der allgemeinen Konsumkraft statt auf Profit sehen würde, geht an den verfeinerten Instrumenten der Krisenbekämpfung vorbei, die seit Lord Keynes Investierungstheorien geschaffen und erprobt wurden. Daß es heute vor allem um eine neue Organisation der *Weltproduktion* geht, um eine Ueberwindung der Kolonialpolitik alten Stils, findet in Stalins Schriften keine Berücksichtigung. Dagegen zeigt die Bevorzugung der *militärischen Metapher* vor der Sprache des Oekonomen, aus welchem Denken das *«Weltrevolutionsgepolter»* stammt, um den Schöpfer des Wortes Weltrevolution zu zitieren, nämlich *Heine*, der es denn auch gleich verspottet hat, ohne es aber preiszugeben.

Ist also die ökonomische Konzeption der Weltrevolution schon von Lenins Zeiten her dürftig begründet, so wird sie seitdem immer nur mit den allzu bekannten aber nicht zutreffenden Schlagworten der Propaganda weitergeführt. Ihre Kampfparolen verraten aber zumindest die *Herkunft* dieser Hoffnungen. Nicht die Weltrevolution: die Außenpolitik erklärt die Funktion, die der Bolschewismus von unverkennbaren Weltgegensätzen erwartet. Die Weltrevolution der leninschen Prognose fiel ja doch schnell dahin. Uebrig blieb die kommunistische Weltpropaganda als verlängerter Arm des bis 1934 reichlich machtlosen Landes. Der Bolschewismus hatte nach dem Verrat von Brest-Litowsk das Gespenst der Entente vor Augen und rief gegen rein weltpolitische Gefahren zum erstenmal die Arbeiterschaft des Auslands zur Hilfe. Man hat die Erfolge dieser ersten Intervention zugunsten der Sowjets in Moskau nicht vergessen, und hat nie aufgehört, mit ihrer Wiederholung zu rechnen. Das beweist Historicus an Hand zahlreicher Zitate, und das beweist die Gegenwart noch nachdrücklicher. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die russische *Staatspolitik* immer nur zwischen Regierungen unterschied, die für oder gegen sie waren, unabhängig von ihrem Verhalten zur Arbeiterklasse oder gar zum Kommunismus. Gewiß will die

Leitung des Sowjetstaates schon um seiner Sicherheit willen die Weltrevolution; aber stets geht ihr das *russische Interesse* voraus. Und dieses bedarf oft weltrevolutionär maskierter Kämpfe, denn wenn es nicht immer revolutionäre Situationen gibt, soll doch wenigstens die Furcht vor ihnen zur Schwächung der nichtrussischen Wirtschaft, aus Furcht vor ihr, verbreitet werden.

Konnte Rußland nach 1919 von der Spaltung der Entente profitieren, drängte es in dieser Richtung durch Unterstützung der englischen Politik gegen Versailles und der deutschen Republik der Revanche weiter vor, so wird es heute durch die Einigkeit seiner früheren Verbündeten gezwungen, sich mehr als je auf rein kommunistische Regierungen und Kolonnen zu verlassen, weil es andere Verbündete nicht mehr hat.. Dennoch wäre es ein kapitaler Fehler, den *Machtfaktor* und den *Imperialismus* auf beiden Seiten in der heutigen Spannung zwischen der angelsächsischen und der Sowjetwelt zu verkennen und die von beiden Seiten her beliebte Verkleidung des Konflikts in einen kapitalistisch- (oder demokratisch)-kommunistischen zu akzeptieren; könnten doch England-Amerika Rußland auch dann nicht an der Elbe, an den Dardanellen und in Nordkorea willkommen heißen, wenn zufällig in Moskau statt Stalins ein Nikolaus III., vielleicht noch mit einer Herzogin von Kent als Schwiegertochter, regieren würde. Die soziologische Maskerade mitmachen, heißt nichts anderes, als der Theorie der Weltrevolution von außen die Argumente liefern, die beizubringen sie nicht pfiffig genug ist.

Dennoch zieht auch Historicus aus allen Stalinzitaten die Lehre, daß Rußland heute mehr einen Angriff fürchtet als wünscht, in keiner Periode des Wohlstands angreifen wird, aber auf die zweit- oder drittnächste Krise in 15 bis 20 Jahren spekuliert, um dann durchstoßen zu können. Ob das stimmt, wissen die Götter. Kann man auch eine falsche Theorie logisch deuten, so weiß man doch nicht, ob ihre Urheber nicht durch eine unlogische Folgerung zu anderen Schlüssen kommen, und ob sie überhaupt auf anderes als auf das reine Machtkalkül bauen. Leben wir doch noch fern den Zeiten, für deren Kommen Kant den Gemeinspruch widerlegte: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.

Kurze Chronik In *United Nations World* (2) beweist *Pearl S. Buck* die bedenkliche Lage *Japans* nach Zeugnissen aus Hunderten Briefen, die sie als große Freundin des Ostens von Lesern ihrer Werke aus allen Klassen, Berufen und Altersschichten Japans erhalten hat. — *George Bernanos* wollte auf den Rencontres Internationales de Genève 1946 eine zweite Rede halten, die der Länge wegen unterbleiben mußte. Sie wird jetzt von Albert Béguin im *Age nouveau* (1) veröffentlicht. Man hört die Stimme dieser Wahrheit mit immer neuer Erschütterung. — Drei deutsche Kunstzeitschriften, die das alte Niveau teils erreichen, teils wiederherstellen wollen, und aus neuen Beziehungen zum Bilde sprechen, seien zunächst nur namentlich aufgeführt: *Das Kunstwerk*, *Thema* und *Glanz*. Jede dieser drei Zeitschriften hat ihre eigene Form und ihre eigene Aufgabe, und trägt zur Wiederherstellung des Kunstlebens bei, das am meisten durch Zerstörungen gelitten hat.

FELIX STÖSSINGER